

Charlotte Teichmann (Klasse 9a31)

Das Totenbett

Das 14-jährige Mädchen schleicht sich leise die Treppe hoch. Es ist still und ruhig. Weder Tür noch Boden knarren, es hätte auch keinen Unterschied gemacht. Ihre Oma schläft sowieso. Zwar schlecht durch die Situation, aber ihr Vater konnte sie wenigstens dazu bewegen, nicht mehr auf der Couch zu liegen.

Sie sieht sich im Flurspiegel, hört den angestregten, rasselnden Atem schon vor der Tür. Das einzige Geräusch in der Stille, unheilverkündend. Sie nickt sich im Spiegel kurz zu, wappnet sich und öffnet die Wohnzimmertür. Der Geruch nach Schwäche und Krankheit schlägt ihr entgegen. Todesgeruch. Früher roch es nicht so. Ihre Schultern sacken bei diesem Gedanken herab. Sie betritt den Raum. Vor dem Sternenhimmel, der durch die großen Stubenfenster zu erkennen ist, das geborgte Krankenhausbett. Ein Totenbett.

Und darin ein alter Mann, klein, dünn und in sich zusammengesackt. Nicht mehr der Mann, den sie kannte. Das Gesicht nur noch mit dünner Haut überzogen, keine Haare mehr, die Augen geschlossen. Ein Alien, denkt sie resigniert. So sieht er aus. Der Kopf irgendwie zu groß für den Körper, die Beine zu dürr, die Lippen spröde.

Sie tritt näher an ihn heran. Der rasselnde Atem wird lauter, nicht vereinbar mit den Momenten, die gewesen waren. Sie erinnert sich an glückliche Gitarrenklänge und Gedichte, an Pferdespiele und Bastelstunden. Und an den ersten Schlaganfall. Sie seufzt unglücklich. Wenn sie die Augen schließt, kann sie die Szene noch ganz genau heraufbeschwören, obwohl es schon Jahre her ist.

Sie kam von der Schule, stand vor der Küchentür und lauschte den aufgeregten Stimmen ihres Vaters und Onkels. Schon vorher waren ihr die vielen Autos und die seltsame Anspannung im Haus aufgefallen. Am Nachmittag war sie das erste Mal im Krankenhaus gewesen.

Sie öffnet die Augen wieder, ihr Blick fällt auf den Sternenhimmel, so still und beständig. Das Mädchen lächelt traurig, schaut wieder zu dem todgeweihten Mann. Sie erinnert sich an die letzten Monate. Der nächste Schlaganfall, er verlor seine Worte, seine Fähigkeit sich selbstständig zu bewegen. Schon vorher ging es bergab, aber mit jedem Anfall wurde es schlimmer. Dann der letzte Schlag, das Aus, das Ende, ab da war er weg.

Sie kommt wieder in der Realität an. Hört wieder den angestregten Atem, riecht den strengen Geruch. Körperlich ist er noch da, aber was heißt das schon ? Ihr Opa ist fort.

Seit Ende des Sommers, spätestens. Er war der Anfang und das Ende gewesen. Sie schmunzelt traurig und verdreht die Augen bei diesem sehr tragischen Gedanken. Ihr Opa hätte jetzt mit ihr zusammen gelacht.

Doch jetzt ? Ständig steht Familie im Kreis um ihn herum, redet gedämpft, als könnte er sie noch hören. Keine Privatsphäre für sie. Daher kommt sie abends.

Die Uhr tickt an der Wand, doch ihre Augen ruhen weiterhin auf dem alten Mann. Sie seufzt leise. War es falsch sich zu wünschen, dass es bald vorbei war ? Das Warten auf das unvermeidliche Ende ? Die Anspannung, das zermürende Warten an sich ?

Die extreme Zeit ?

Seine Hand zuckt. Manchmal krampft er, bewegt sich. Sie fokussiert sich. Vielleicht war dies ihre letzte Chance ihn zu sehen, zu berühren. Sie streckt die Hand zu der seinen, sieht die blasse, pergamentartige Haut, die blauen Adern ... und zögert.

Wäre seine Hand noch warm und stark ? Oder schon kalt und klamm ?